

Zeitschrift: Schweizerische Zeitschrift für Soziologie = Revue suisse de sociologie
= Swiss journal of sociology

Herausgeber: Schweizerische Gesellschaft für Soziologie

Band: 12 (1986)

Heft: 1

Artikel: Arbeit zwischen Wert und Unwert : Grundwelle des Kulturwandels oder publizistischer Sturm im Wasserglas?

Autor: Levy, René

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-815010>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 23.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

ARBEIT ZWISCHEN WERT UND UNWERT : GRUNDWELLE DES KULTURWANDELS ODER PUBLIZISTISCHER STURM IM WASSERGLAS ? *

René Levy

Université de Lausanne, Institut de sociologie et d'anthropologie,
19, Av. Vinet, 1004 Lausanne

I. Alle reden vom Wertwandel ...

Obwohl ein - von Fachkreisen kaum zur Kenntnis genommener - Schweizer Soziologe einen dicken Wälzer über Wertsoziologie verfasst hat (Willy, 1966), gibt es eine Tradition empirischer Analyse von Wertstellungen und ihrem Wandel in diesem Land kaum in Ansätzen. Angesichts des kunterbunten Vielerlei, das international auf diesem Gebiet seit ungefähr 15 Jahren entstanden ist, mag man auch begründete Zurückhaltung davor empfinden, sich in diesem Bereich zu betätigen. Will man dennoch jenseits modischer, empirisch kaum abgestützter oder dann analytisch und methodisch unbedarfter Trendmeldungen (vgl. die Zusammenstellung bei Müller, 1985) versuchen, seriöse Antworten auf die Frage zu finden, wie es um den Wertwandel bezüglich Arbeit in der Schweiz bestellt sei, so ist man auf ein beinahe schon kriminologisches Zusammensetzen und Vermuten angewiesen. Nach einem - unvermeidlichen - Kommentar zum gegenwärtigen Stand der Wertwandelsforschung soll in diesem Papier zunächst versucht werden, im Sinne einer Spurensicherung und ohne Perfektionismus jene Elemente zusammenzutragen, die zu einem allfälligen Bedeutungswandel von Arbeit in der Schweiz Belege beisteuern können. Anschliessend wird die Frage nach dem theoretischen (und damit auch praktischen) Stellenwert solcher Werte aufgenommen und zur Ergänzung ein theoretischer Bezugsrahmen relevanter Dimensionen skizziert, welche die soziale Bedeutung von Arbeit als Praxis und Wert insgesamt bestimmen dürften. Dieser Bezugsrahmen kann als

* Beitrag zur Arbeitsgruppe 14, Probleme der Gegenwartsgesellschaft, 7. Kongress der Schweizerischen Gesellschaft für Soziologie, Zürich, 17.-19. Oktober 1985. Die Ueberlegungen, die hier vorgelegt werden, stammen aus den Diskussionen des Projektes "Zukunft der Arbeit" im Nationalen Forschungsprogramm 15 und enthalten verschiedene Anregungen meiner Kollegen, denen ich hiermit, ohne genauere Zurechnung gesamthaft danke.

Raster für Ueberlegungen zu mutmasslichen weiteren Entwicklungen, Veränderungen und Konstanzen benutzt werden.

Die aktuelle Wertwandelldiskussion in den Sozialwissenschaften ist ungefähr 15 Jahre alt. Sie hat in den frühen siebziger Jahren, wohl vorwiegend als Reaktion auf die damals bereits seit gut 5 Jahren laufende Protestwelle in den hochindustrialisierten Ländern, begonnen (Inglehart, 1971) und ist in Europa seither von weiteren "historischen Erfahrungen" alimentiert worden, worunter die in Deutschland so genannte "Tendenzwende" (vgl. namentlich Habermas' Einleitung und Offes Beitrag in Habermas, 1979) sowie seit Beginn der 80er Jahre der technologisch-soziale Nippon-Schock eine wichtige Rolle gespielt haben dürften. (Tatsächlich scheint das Thema im angelsächsischen Raum weniger Aufmerksamkeit auf sich konzentriert zu haben). Die in diesem Zeitraum entstandene Literatur lässt gesamthaft weniger den Eindruck befruchtender Vielfalt als jenen eines chaotischen, unvermittelten Nebeneinanders mannigfaltiger theoretischer und methodologischer Ansätze entstehen - wobei nach wie vor die unerlässliche empirische Grundlage in Form von Langzeitstudien höchst mager ist (vgl. z.B. die schmale empirische Basis - punkto Zeitreihen - bei Meulemann, 1983; Hoffmann-Nowotny & Germann, 1984, oder von Klipstein & Struempel, 1984). Der in dieser Literatur denunzierten Mängel sind viele. Am häufigsten werden Methodenprobleme moniert - sie sind wohl auch besonders augenfällig (vgl. für Uebersichten über Ansätze und Probleme die bekannten Aufsatzsammlungen wie Klages & Kmiecik, 1979; Matthes, 1983, oder Aufsätze wie Herz, 1979 und die Beiträge von Krieger oder Westmeyer in Stiksrud, 1983).

Auch auf theoretischer Ebene bleiben viele Probleme unbefriedigend behandelt; auf sie wird später eingegangen. Angefangen beim selten explizit diskutierten und ungeheuer schwankend verwendeten Wertbegriff (Westmeyer, 1983), der ungefähr alle Schattierungen zwischen Attitüde und Ideologie annehmen kann, über die inhaltliche Umschreibung der konkreten Wertkomplexe, von denen die Rede ist (materialistisch-postmaterialistisch bei Inglehart, 1971, 1979, Pflicht- und Akzeptanz- kontra Selbstentfaltungswerte bei Klages, 1984, bürgerlich-nachbürgerlich bei Blanpain & Häuselmann, 1974 und andere mehr), zu den verschiedenen Hypothesen über das Zustandekommen des Wertwandels (zwischen Triebhierarchien, postmodernem Bedarf nach Sinnstiftung und Tendenzen struktureller Wertsättigung gibt es auch hier einen breiten Fächer postulierter Faktoren) bis hin zum - oft nicht ausdrücklich formulierten - theoretischen Stellenwert, der im verwendeten Bezugsrahmen (Akteur- und Handlungsmodell) Werten grundsätzlich zugeschrieben wird. Selbst in Arbeiten, die

internationale Vergleiche anstellen, ist selten versucht worden, den makrosozialen Rahmen explizit einzubeziehen, obwohl von der Empirie her gewisse Anstösse in diese Richtung vorliegen (namenlich die negative Korrelation traditioneller Arbeitswerte mit dem nationalen Reichtum (z.B. Tab. 8 in von Klipstein & Strümpel, 1984; Fig. 11.3 in Inglehart, 1979). Im Gegenteil scheint eine generelle theoretische Zurückhaltung zu bestehen, die am ehesten noch individualistische Ansätze toleriert, dabei unausgesprochen zu einem atomistischen Gesellschaftsmodell übergeht und damit gerade jene Elemente aufgibt, welche die Soziologie als spezifischen Beitrag zur Erforschung dieses Themas einbringen könnte.¹ (Es sind denn auch nicht immer gute Gründe daran beteiligt, dass in diesem Gebiet die Perspektiv-Unterschiede zwischen Soziologen und Psychologen oft verschwimmen). Praktische Konsequenz dieser reduktionistischen Haltung ist die Tendenz zur Isolation eines Phänomens, das doch recht offensichtlich aus seinem sozialen Kontext verstanden werden sollte.

Wie dem auch sei, trotz vielerlei Kritiken im Forschungsfeld selbst behauptet kaum ein Autor, der Wertwandel sei ein methodologisches Artefakt. Man ist sich im allgemeinen einig darüber, dass sich "etwas" tatsächlich ändert oder zumindest geändert hat, und dass diese Änderung grosso modo in die Richtung eines geringeren "Materialismus" deutet. In dieser Haltung dürfte neben einem nicht immer begründeten "Urvertrauen" in die verwendeten Methoden auch ein Anteil impressionistisch gewonnener face validity zum Ausdruck kommen, die ebenfalls ein gewisses Gewicht hat. Wenn im folgenden versucht wird, die empirische Situation in der Schweiz zu rekonstruieren, so ist angesichts des Fehlens systematischer Studien in diesem Kontext ebenfalls eine

¹ Diese etwas schnellhändig gefertigte Diagnose bedürfte noch der konkreten Nachweise in der genannten Literatur. Soweit sie zutrifft, müsste sie die ideologiekritische Frage motivieren, ob nicht im Feld der Wertwandelstforschung und noch deutlicher im Wertwandelsgerede die anderswo deutlicher hervortretenden neokonservativen Tendenzen ihren Ausdruck finden. Es ist auch auffällig, dass das Konzept der Werte und ihres Wandels wesentlich leichter Eingang in alltagstheoretische Diskurse findet als andere, mit gängigen Denkmustern weniger konforme soziologische Konzepte.

gute Dosis methodologischer Grosszügigkeit² vonnöten, um überhaupt zu inhaltlichen Aussagen zu kommen²

II. Wertwandel in der Schweiz

Die bekannten Methodenprobleme (fehlende Langzeitdaten, stark wechselnde Operationalisierungen, Stichproben und Methoden, Informationen mit meist nur punktellem Bezug zur Wertwandelproblematik) finden sich im schweizerischen Kontext verstärkt und kumuliert. Die zutage geförderten Hinweise erlauben die Konstruktion eines heuristischen patchwork - von Belegen zu sprechen grenzt bereits an Hochstapelei. Dennoch bleiben in der folgenden Uebersicht die methodologischen Anmerkungen auf ein Minimum reduziert.

Einen verhältnismässig frühen und höchst interessanten Ankerpunkt bietet die Studie von Boltanski (1966), welche im Hinblick auf die Landesausstellung von 1964 zwei Jahre zuvor durchgeführt wurde und daraufhin angelegt ist, die schweizerische Mentalität, d.h. den in der ersten Hälfte der Sechziger Jahre noch auffallend stark ausgeprägten ideologischen Konsens und die sprichwörtliche Konfliktarmut der Schweiz in ihrer allfälligen Brechung an der Klassenstruktur der Gesellschaft zu erforschen. In der zugrundegelegten gesamtschweizerischen Stichprobe kommen die folgenden Bestandteile der "qualité du Suisse" deutlich zum Vorschein (S. 22-23) :

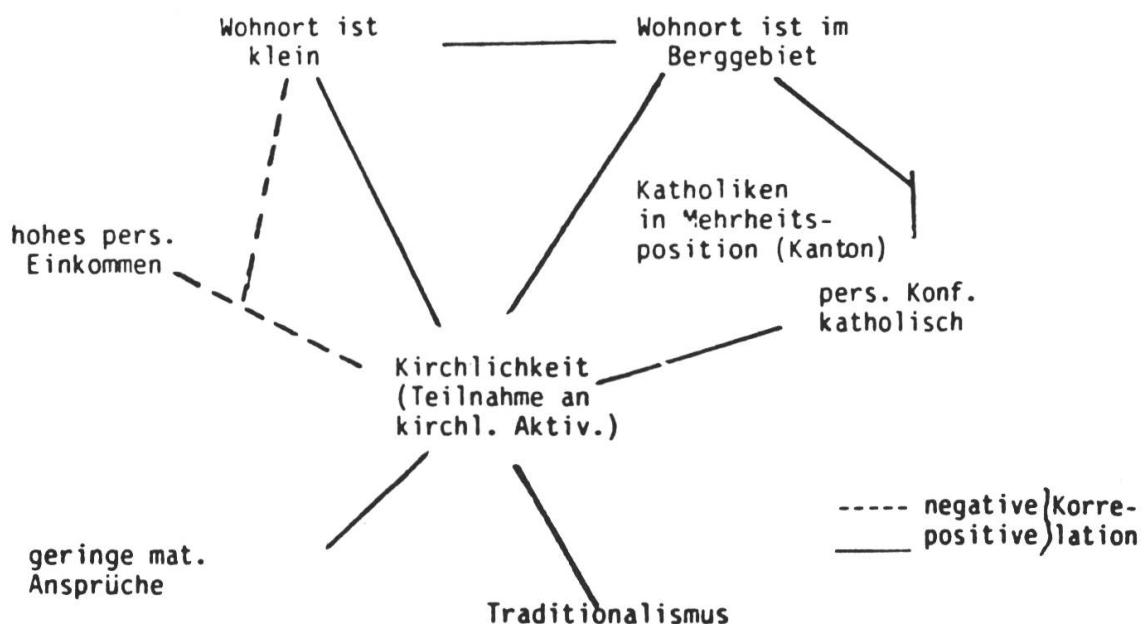
² Neben der methodischen wird im folgenden auch eine theoretische Grosszügigkeit praktiziert, teils aus empirischer Not, teils aus forschungsstrategischer Ueberzeugung. Gemessen wird in den angeführten Untersuchungen auf recht unterschiedliche Weise, und damit wird wohl auch recht Verschiedenes erfasst, wenn auch diese Verschiedenheit schwer namhaft zu machen ist. Interpretiert wird all dies undifferenziert in Terminen von Werten. Nun gehören Werte zu jenen theoretischen Objekten der Soziologie, die kaum direkt operationalisierbar sind und deshalb einen wissenschaftstheoretisch umstrittenen Status haben. Hier wird von der Vermutung ausgegangen, die verschiedenen herangezogenen Informationen (Antworten auf teils konkrete, teils abstrakt-grundsätzliche Einstellungsfragen über den Stellenwert von Arbeit, indirekte Einstufungen im "semantischen Raum", Meinungsäusserungen über den realen und den idealen Stellenwert gesellschaftlicher Bewertungskriterien, thematische Ausrichtung politischer Basismobilisierungen) könnten als ebenso verschiedene Ausdrucksformen von stabilen oder sich, wie auch immer, verändernden "Werten" interpretiert werden. Mit dieser Haltung wird die Frage zunächst umgangen, was denn Werte "wirklich sind", ebenso wie darauf verzichtet wird, sie als unmessbares philosophisches Konstrukt rundweg zu exkommunizieren. Fruchtbare scheint es, die Diskussion vom Problem des substanziell theoretischen Stellenwertes her aufzurollen, wozu hiernach einige Ueberlegungen vorgestellt werden, ohne dass damit die ausgiebige Debatte über attitude-behavior-consistency aufgegriffen werden soll. (Ich danke der Redaktion der Zeitschrift, mich zu diesen Präzisierungen veranlasst zu haben). Für die Zwecke dieses Artikels kann von der trivialen Definition von "Wert" als Sammelbegriff für positiv (bzw. negativ) bewertete Güter, Zustände oder Verhaltensweisen ausgegangen werden.

- starke Arbeitsorientierung (acharnement au travail)
- Ausdauer
- Ernsthaftigkeit
- Ordentlichkeit
- Sparsamkeit
- vorsichtiges Verhalten im Geschäftlichen
- Sauberkeit zuhause
- Familiensinn.

Diese Elemente bilden zusammen ein kohärentes Ganzes, sie werden selten allein genannt, und der Arbeitssinn hat darin eine zentrale Stellung. So werden Merkmale wie "sauber" oder "sparsam" nur in 12 % bzw. 11 % aller Fälle allein genannt, dagegen in 57 % bzw. 59 % zusammen mit "arbeitsam" (S. 23), wogegen Züge von ausgeprägter Soziabilität ("liebenswürdig", "freundlich") zu 48 % ausserhalb solcher Zusammenhänge genannt werden - offensichtlich handelt es sich dabei (wir sprechen von 1962) um einen anderen und gegenüber dem eben genannten eher marginalen Wertkomplex. Interessant ist auch die Bestätigung dieser Feststellung im Negativen : nach den wichtigsten Mängeln der Schweizer gefragt, führen die Interviewten mit 52 % aller Nennungen die Uebertreibung der auch als Tugenden herausgestellten Charakteristika an. Eine "männliche Färbung" dieses dominanten Komplexes ist deutlich erkennbar. Es entsteht hier also ein empirisch abgestütztes Bild eines kompakten Wertsystems, das man umso leichter versucht ist, "traditionell" zu nennen, als es vor allem in den bürgerlichen Mittelschichten (cadres supérieurs, professions libérales, patrons) verankert ist, von der Schule reproduziert wird (positive Korrelation zwischen Niveau des Schulabschlusses und Werttraditionalismus) und schliesslich durch Kirchlichkeit (unabhängig von der Konfession) und durch ländliche Lage verstärkt wird (SS. 183-184 und 49-72). Die Arbeitsorientierung scheint also überdies Teil einer weitergespannten traditionalen Sinn- oder Wertstruktur zu sein, zu der neben der Priorität der Arbeit gegenüber der Freizeit und dem beruflichen Pflichtgefühl auch die folgenden Vorstellungen gehören : Anerkennung der Religion als Lebens-Leitlinie, Betonung des Gehorsams der Kinder, Zurückhaltung im Kontakt mit dem anderen Geschlecht, Anerkennung der Autorität des Lehrers, und generelle Abneigung gegen Uebertreibung oder gar Ausschweifung aller Art. Boltanski berichtet sehr wenig quantitative Ergebnisse. Trotzdem ist es möglich, aus dem Text wenigstens ein qualitatives Schema der Zusammenhänge zu gewinnen, welche diesen weiter gefassten Traditionalismus verstärken :

Abb. 1

Korrelate von Traditionalismus (nach Boltanski, 1966)



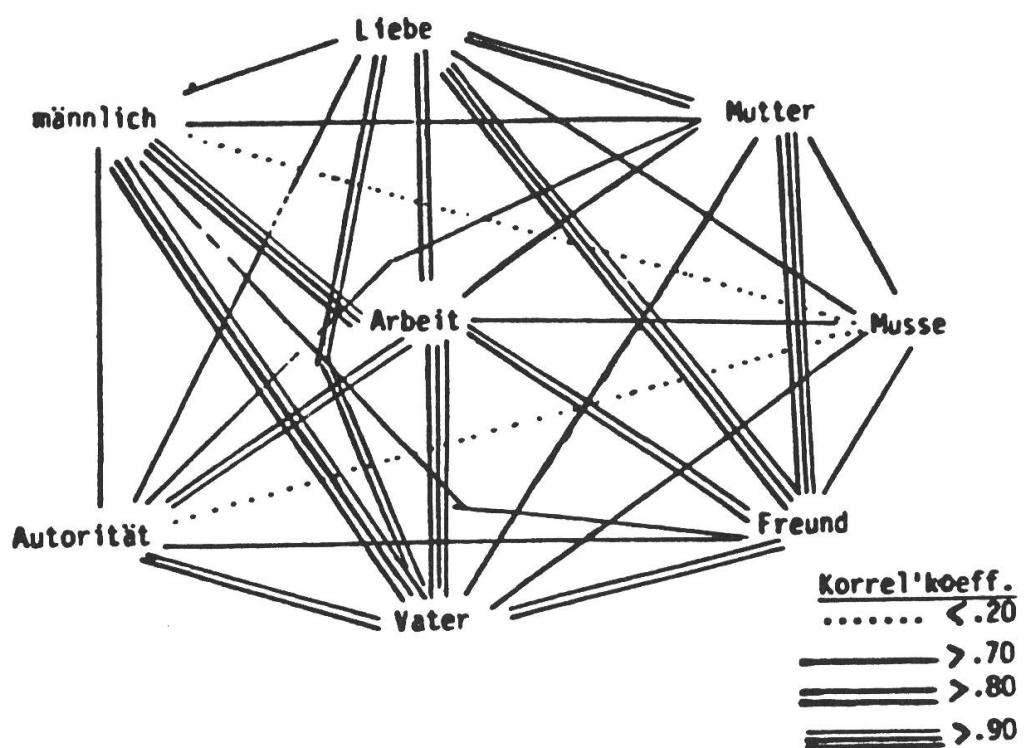
Man kann davon ausgehen, dass die diesen Beziehungen zugrundeliegenden Mechanismen während der mehr als 20 seither vergangenen Jahre recht stark auf zunehmende Säkularisierung, steigende Ansprüche und damit verallgemeinert verringerten Traditionalismus hin gewirkt haben (u.a. über Landflucht, Reallohn erhöhungen, "Kirchenflucht" und parallel zunehmenden Einfluss massenmedialer Konsumideologie und Anspruchssteigerung). In der Analyse der Unterschiede zwischen Arbeitern, Angestellten und Bauern ergeben sich interessante Unterschiede, die hier nicht ausgeführt werden können. Boltanski zieht aus ihnen den Schluss, die direkte Verhaltenswirksamkeit auch einer zur Ideologie integrierten Wertstruktur sei gegenüber sozialstrukturellen Zwängen und Interessen nicht allzu hoch zu veranschlagen.

Zum gefühlsmässigen Umfeld von Arbeit steuert eine Stereotypenuntersuchung bei Gymnasiasten und jungen Studenten in der Deutsch- und Westschweiz einige Elemente bei (Fischer & Trier, 1962, Erhebung 1966/61). Neben verschiedenen anderen Vorstellungen ("Konzepten" im technischen Jargon der benützten Methode) liessen die Autoren auch "Arbeit" auf einem Semantischen Differential einstufen und erhielten ausgeprägt ambivalente Resultate, die heute gängigen Klischees über solche Zusammenhänge nicht entsprechen. Es ist hier weder Raum, diese Methode

darzustellen, noch erheblich, auf die einzelnen in der Profilmethode verwendeten Begriffspaare und die genauen Zuordnungen der Konzepte einzugehen (ihre Interpretation ist meist intuitiv und fragwürdig). Vielmehr soll es genügen, in Form eines Korrelationsnetzes die konnotativ-semantischen Ähnlichkeiten zwischen den einbezogenen Konzepten im Hinblick auf die hier besonders interessierende Einbettung von "Arbeit" darzustellen.

Abb. 2

Denotative Ähnlichkeitsbeziehungen von "Arbeit" (nach Fischer & Trier, 1962)



Auf der Ebene der Zuschreibung von denotativen, d.h. in streng deskriptiver Sicht vorwiegend irrelevanten Begriffen, ist offenbar zu Beginn der 60er Jahre bei Gymnasiasten und Studierenden (die also die Arbeitswelt noch nicht aus eigener Erfahrung kennen) Arbeit als Vorstellung keineswegs so einseitig männlich und aggressiv typisiert wie heute oft behauptet wird. Das mag sich seither geändert haben; im Zeitpunkt dieser Untersuchung war Arbeit jedenfalls durchaus noch Bestandteil einer insgesamt positiven Vorstellungs- oder Bezugswelt.

In einer weniger breit und auch weniger systematisch angelegten Studie findet Sigg (1970) bei je 50 jungen Arbeitern, Bauern und Studenten auch 1966 noch durchaus ähnliche Verhältnisse (Arbeiter und Studenten in Zürich, Bauern im Emmental und Entlebuch, 20-25 jährig). Trotz vielerlei Unterschieden in interessanten Details werden konsensual als "typisch schweizerisch" die folgenden Eigenarten genannt: arbeitsam, pflichtbewusst, zuverlässig, tüchtig, erfolgreich, sauber, und jeder sei seines Glückes Schmied (ein Hinweis neben vielen darauf, dass der vielzitierte American dream auch ein gut schweizerischer ist).

Interessant ist im übrigen, dass zwischen den drei untersuchten Gruppen hinsichtlich der Vorstellung vom idealen Schweizer wie auch hinsichtlich des persönlichen Selbstbildes (erhoben mittels Semantischem Differential, gleiche Vorlage wie bei Fischer & Trier) praktisch keine systematischen Unterschiede bestehen (Korrelationen zwischen den gruppenspezifischen Mittelwertsprofilen über .90), was offenbar damit zusammenhängt, dass alle drei Gruppen ihr (individuell formuliertes) Autostereotyp kaum von jenem des Idealschweizers unterscheiden (Korrelationen ebenfalls über .90). Dagegen scheint sich das kritische Potential, das sich Mitte der Sechziger Jahre zunächst vor allem innerhalb der Universitäten zu manifestieren beginnt, darin abzuzeichnen, dass zwischen den drei Gruppen nicht dieselben Zusammenhänge zwischen dem Bild des Idealschweizers und jenem der "Schweizer, wie sie wirklich sind" bestehen. Bei den jungen Bauern besteht praktisch Identität ($r = .91$), bei den Jung-Arbeitern wenigstens ausgeprägte Ähnlichkeit ($r = .72$), bei den Studenten dagegen eher eine wenn auch schwache Tendenz zum Gegensatz ($r = -.20$; SS. 291- 297).

Blancpain & Häuselmann (1974) kommen aufgrund ihrer 5 Jahre später (1971) im Kanton Zürich gewonnenen Daten zu einem anderen, wenn auch nicht direkt gegensätzlichen Bild: Ältere (45-60 Jahre) und jüngere Generation (15-30 Jahre) stimmen darin überein, dass Bildung, Einkommen und Berufsposition real einen sehr hohen und ideal gesehen einen zu hohen Stellenwert in der gesellschaftlichen Bewertung der Mitmenschen haben (S. 192 ff.). Bezüglich Beruf verschwindet allerdings der "Generationenunterschied", wenn man die Jungen nach Berufstätigkeit unterscheidet: jene Jungen, die schon berufstätig sind, möchten im Vergleich zu den gleichaltrigen Nichtberufstätigen die Bedeutung der beruflichen Stellung als Prestigekriterium nicht (mehr ?) reduzieren.

Der Befund, dass sich, jedenfalls hinsichtlich der Bewertung der Berufsposition als Kriterium sozialer Anerkennung, der Altersunterschied als ein "Integrationsunterschied" entpuppt (dies ist

für andere Kriterien, beispielsweise die Schulbildung, anders), unterstreicht die schon rein technisch gebotene Skepsis bei der zeitlichen Interpretation von Alterskorrelationen.

Im übrigen sind die erwähnten Resultate von Blancpain & Häuselmann mit der Grundausrichtung der Wertwandelsforschung in anderen Ländern konform, sie deuten klar auf eine Unterscheidung materiell/immateriell bzw. statusorientiert/soziabilitäts- und lebensqualitätsorientiert hin. Dies kommt auch in der bereits zitierten Graphik 11.3 bei Inglehart (1979) zum Ausdruck, nach der in einer Gruppe von 13 industrialisierten Ländern "Postmaterialismus" der Jungen deutlich mit dem Bruttosozialprodukt pro Kopf zusammenhängt ($r = .67$). Die Schweiz liegt hier - auf hoher Position - durchaus im Gesamtmuster.

Der historisch augenfällige, aber in der Forschungsliteratur oft nur wenig thematisierte "organische" Zusammenhang zwischen der sogenannten Studentenrevolte und dem Wertwandel bezüglich Arbeit und anderen Aspekte des gesellschaftlichen Lebens wird von Heintz (1976) in Erinnerung gerufen, der anhand verstreuter Daten der Frage nachgeht, welchen Einfluss die Wirtschaftsrezession nach 1973 auf die postmaterialistische Wertoption gehabt hat. Er kommt zum Schluss, dass einerseits die herkömmlichen materialistischen Werte - wie angesichts ihrer strukturellen Institutionalisierung zu erwarten ist - weit davon entfernt sind, in der jungen Generation Mitte der Siebziger Jahre zu verschwinden, dass aber gleichzeitig Anzeichen für eine gewisse Unerschütterlichkeit der alternativen, gegenüber den bestehenden Strukturen kritischen Werthaltungen bestehen, sodass diese beiden Positionen im Sinn einer Polarisierung auseinanderdriften könnten.

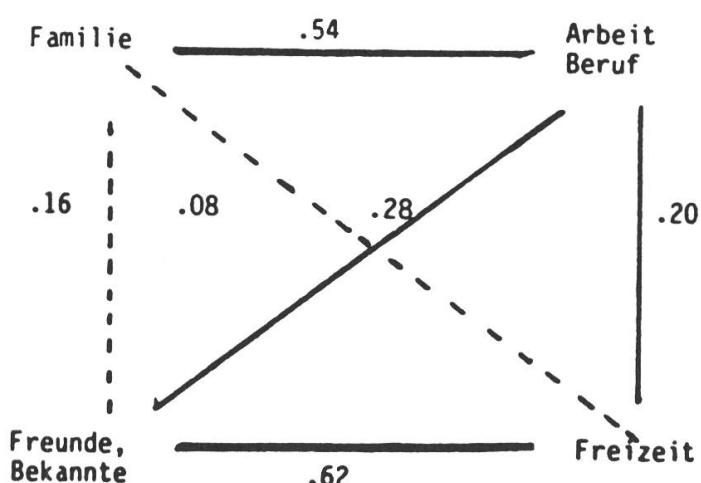
Ebenfalls ins hier skizzierte Gesamtbild gehört ein Befund von Kriesi et al. (1981), wonach ungefähr um 1971 ein Übergang bei den Mobilisierungsmotiven im politischen Bereich stattfindet, nachdem sich bereits die "68er Revolte" in ihren Daten sehr deutlich niederschlägt: während sich neu-linke Aktivierungen noch bis ungefähr 1975 auf quantitativ hohem Niveau halten und dann zurückgehen, nehmen "grüne" Aktivierungen in dieser Zeit verstärkt zu. Die Differenz zwischen den Zahlen dieser beiden Kategorien von Aktivierungseignissen wird kleiner, kehrt sich allerdings erst im letzten einbezogenen Beobachtungsjahr (1978) geringfügig um (passim, sowie Levy & Duvanel, 1984, 34-35). Betrachtet man anstelle der Anliegen die sozialen Kategorien der Aktiven, so wiegen ab 1971 die "Direktbetroffenen" gegenüber den Jungen und den Arbeitsnehmern zahlenmäßig vor. Dieser Verlauf bezieht sich weniger direkt auf Wertwandel als die bisher angeführten Resultate, aber die in verschiedenen Untersuchungen (z.B. die bereits zitierte von Barnes, Kaase et al., 1979) gefunde-

nen Zusammenhänge zwischen "neuen Werten" und Protestpotential dürften in den Verlaufsmustern der politischen Mobilisierungen recht direkt zum Ausdruck kommen.

Für die frühen Achziger Jahre liegen für unsere Fragestellung relevante Daten, jedenfalls in publizierter Form, nur höchst fragmentarisch vor. Meyer (1981) berichtet aus einer Rekrutbefragung von 1979 ein Beziehungsmuster zwischen vier nach ihrer subjektiven Wichtigkeit eingestuften Verhaltensbereichen, das auf eine Veränderung des Stellenwertes von Arbeit im Vergleich zu den Ergebnissen aus den 60er Jahren hinweist (Korrelationskoeffizienten) :

Abb. 3

Relative Wichtigkeit von vier Verhaltensbereichen
(nach Meyer, 1981)



Zwischen Familie und Arbeit besteht eine Verbindung (entfernter Anklang an den traditionellen Wertkomplex bei Boltanski ?), eine stärkere zwischen privater Soziabilität und Freizeit, welche zwei Bereiche nicht mehr im Gegensatz zur Arbeit stehen, sondern eher ihre eigenständige Bedeutung haben.

Ebenfalls 1980/81 haben Ulrich & Probst (1982) Vertreter des mittleren und höheren Management der deutschen Schweiz anlässlich von Weiterbildungskursen befragt und in dieser - im allgemeinen selten untersuchten - Gruppe eine ausgesprochen hohe und subjektiv auch auf Fragen der persönlichen Identität bezogene Zentralität der Arbeit gefunden, bis hin zur Höherstellung von Unternehmungs- gegenüber Familieninteressen. Auch hier gibt es allerdings gewisse Anzeichen einer Relativierung zugunsten immaterieller Werte, besonders bei jüngeren und nicht in Spitzenpo-

sitionen tätigen Management-Mitgliedern. Gleichzeitig gibt diese leider nicht gerade subtil ausgewertete Studie diverse Hinweise auf das ideologische Integrationspotential privilegierter Positionen.

Demgegenüber findet sich in Daten über Wichtigkeit und Realisierungsmöglichkeit von 12 Lebenszielen (Lötscher, 1984) ein zumindest indirekter Hinweis darauf, dass 1983/84 für die allgemeine Bevölkerung kaum ein direkter Zusammenhang besteht zwischen den Lebenszielen, die als wichtig betrachtet werden, und der Arbeit (gegenüber der Freizeit) als deren möglichem Verwirkungsbereich: unter den 8 gesamthaft als wichtig bezeichneten Zielen befindet sich nur eines (Fähigkeiten und Können einsetzen zu können), dass sich nach Ansicht der Befragten eher in der Arbeit als in der Freizeit realisieren lässt. Das einzige Ziel, für das die Arbeit als noch deutlicher instrumental gesehen wird (vorwärts kommen, Erfolg haben), rangiert unter den weniger wichtigen. Dasselbe gilt für jenes Ziel, das punkto Instrumentalität der Arbeit an dritter Stelle steht: "sicher sein können, nicht Angst haben müssen, dass morgen alles anders ist" steht in der Wichtigkeitsrangordnung der 12 Ziele an zweitletzter Stelle.

Nicht direkt zum Wertwandel, aber zur inhaltlichen Konzeptualisierung arbeitsbezogener Werte steuert eine Studie über elektronische Heimarbeit und berufliches Kontaktssystem einen interessanten, historisch entwickelten Ansatz bei. Die Autoren, Bieri et al. (1985), schlagen vor, systematisch zwischen Berufsethik und Arbeitsmoral zu unterscheiden. Berufsethik wird unter Rückgriff auf den älteren Begriff der Berufung als biographisch-identitätsbezogene Orientierung aufgefasst, während unter Arbeitsmoral die historisch jüngere, inhaltlich verkürzte Auffassung der Arbeit als moralische Tugend der Selbstdisziplinierung verstanden wird. In ihrer Studie bei einer mittelgrossen Betriebsbelegschaft 1984 (N = 172) erfassen die Autoren diese beiden Dimensionen mit separaten Fragebatterien, die, zu Indices zusammengefasst, deutlich miteinander korrelieren ($\Gamma = .73$), und zwar in einer Weise, die eine verstärkte Berufsethik als Voraussetzung einer ausgeprägten Arbeitsmoral erscheinen lässt. Beide Dimensionen sind bei jüngeren Angestellten weniger stark ausgeprägt als bei älteren, und die Arbeitsmoral (nicht aber die Berufsethik) erscheint stärker bei Männern als bei Frauen. Es erscheint plausibel anzunehmen, dass der Wertwandel die nur wenig personenbezogene Arbeitsmoral direkter in Frage stellt als die Berufsethik.

Lässt man die referierten Befunde aus der Schweiz seit Beginn der Sechziger Jahre Revue passieren, so ergeben sich trotz aller methodologischen Hindernisse einige globale Tendenzen: die idealen Vorstellungen werden weniger konsensual, die Zentralität der Arbeit im Feld der bewussten Lebensziele hat abgenommen, be-

sonders in den jüngeren Generationen und ausserhalb der wirtschaftlichen Führungspositionen. Diese Veränderung hat teils die Form einer Herauslösung der Arbeit aus dem umfassenderen traditionellen Wertkomplex, teils jene einer gesamthaften Schwächung dieses Komplexes. Nichtmaterielle Ausrichtungen gewinnen zumindest bei den jüngeren Generationen eine Bedeutung, die zwar einerseits mit der strukturellen Sonderstellung der Jugendlichen mehr zu tun haben dürfte als mit einem Generationenunterschied, aber andererseits auch auf Entwicklungen beruht, welche die wechselnde konjunkturelle Wirkung der wirtschaftlichen Situation auf solche Wertorientierungen teilweise überspielen. Trotz dieser relativen "Widerständigkeit" der neuen Werte ist aber nicht zu vergessen, dass sie im Unterschied zu den herkömmlichen Werten sehr viel weniger in sozialen Arrangements und Strukturen institutionalisiert sind und bisher vor allem in sich vielfältig überschneidenden Subkulturen gepflegt werden. Auf diesen Aspekt ist später zurückzukommen.

Jedenfalls scheint ein relativ beständiges Potential für die neuen Werte vorhanden zu sein; gleichzeitig aber halten sich auch bei den jüngeren Generationen die herkömmlichen Werte. Dies bestätigen Aussagen kommerzieller Meinungsforscher, deren Daten leider selten öffentlich gemacht werden (vgl. Müller, 1985, Aussagen von R. Wegmüller, S. 12 : "... eine Umkehr der grossen Trends der siebziger Jahre stellen wir nicht fest. Man müsste wohl derzeit (1985 - RL) von einem Stillstand sprechen.").

Es ist festzuhalten, dass der Wertwandel, so weit er sich abzeichnet, komplex determiniert ist und nicht nur in einem oberflächlichen Sinn als Sättigungsphänomen zu verstehen ist, das je nach Konjunkturlage auftritt und auch wieder verschwindet³ (vgl. hierzu das Konzept einer Ziel-Anomie aus Ueberfluss bei Simon & Gagnon, 1976). Doch auch für die Sättigungsthese gibt es empirische Belege, z.B. das nach Umfragen geringe Interesse daran, für mehr Lohn länger zu arbeiten (vgl. für 1981 : Gesellschaft für praktische Sozialforschung, 1985, 19).

³ Es sei denn, man wollte annehmen, dass die seit Beginn der Siebziger Jahre aufgetretenen zwei Rezessionswellen nicht massiv genug im Alltagsleben in Erscheinung getreten seien, um sich im Sinn dieser Konjunkturhypothese auszuwirken - das dürfte jedoch schwer plausibel zu machen sein.

III. Leute, Werte und Strukturen

So weit so gut - Werte, unter anderem auf Arbeit bezogene, ändern sich also, auch in der Schweiz. Was ist mit dieser Feststellung anzufangen ? Was zur Frage steht, ist nicht blos ein Richtig oder Falsch, sondern grundsätzlicher der Stellenwert, den man in einem allgemeinen Modell menschlichen Verhaltens Werten zuschreibt - ein altbekanntes, aber nach wie vor unerledigtes Problem der Soziologie. Dazu sollen im folgenden einige Bausteine zusammengetragen werden.

Zunächst ist darauf hinzuweisen, dass die inhaltliche Analyse des Wertwandels oder genauer der gewandelten Werte selbst selten befriedigend genau erfolgt. Wenn man eine verringerte persönliche Bedeutung von Arbeit feststellt - heisst das einfach, dass Arbeit abgewertet wird ("Abwertung"), oder dass Arbeit durch einen anderen Wert, der entsprechend höher gewichtet würde, ersetzt wird ("Umwertung, Wertsubstitution"), heisst dass etwa gar, dass alle Werte an Gewicht verlieren ("Wertverlust"), heisst das, dass in einem allgemeineren Sinn die bestehenden Wertkomplexe umstrukturiert werden (worauf gewisse vorher referierte Befunde hinweisen), oder heisst es, dass "Arbeit" nicht mehr das semantisch homogene Reizwort ist, auf das man einfache Antworten geben könnte ? Möglicherweise erfolgt im Sinn der zitierten Studie von Bieri et al. (1985) innerhalb der Vorstellungen über Arbeit eine "Rückgewichtung" weg von einer hypostasierten, auf keine sinnvollen Ziele bezogenen Arbeitsmoral hin zu einer (nun aber wohl säkularisierten, einer zumindest inoffiziellen "rationalen" Wertdiskussion unterstellten) Berufsethik ? Jedenfalls liessen sich aus den laufenden Umfragen dafür insofern Belege finden, als es immer wieder Befunde gibt, die einerseits eine verbreitete Job-Haltung bezeugen (man arbeitet, weil man eben muss, ohne sich damit - womit auch ? ! - weiter zu identifizieren), andererseits darauf hinweisen, dass nicht etwa die Identifikationsbereitschaft mit der Arbeit grundsätzlich "verloren gegangen" wäre, sondern dass die Ansprüche - an "Sinn", Lebensqualität, u.ä. - steigen und das Engagement von der Erfüllung dieser Ansprüche abhängig gemacht wird. (Ein Zusammenhang, den im übrigen das "fortschrittliche" Management - in der Schweiz vielleicht erst in geringer Zahl vertreten - längst in seine Strategien einbezieht).

Und wie neu sind die "neuen Werte" tatsächlich ? Sind sie wirklich jetzt erstmals erfunden worden, oder handelt es sich vielmehr um eine veränderte Selektion aus einem seit langem bestehenden makrokulturellen "Wertreservoir" ? So reizvoll es wäre, diesen Faden anhand der Frage weiterzuspinnen, was denn

alles der Arbeit, die jemand tut, Sinn gibt oder entzieht, muss er doch an dieser Stelle liegen bleiben. Die Tendenz dieser Ueberlegungen geht jedoch dahin, in den erkennbaren Verschiebungen eine realistische subjektive Anpassung an seit längerem schon laufende objektive Veränderungen der Arbeitswelt zu sehen. Eine solche Anpassung lässt Raum für eine systemstabilisierende wie auch für eine veränderungsorientierte Option : Exit (nach Hirschmann, 1970) im Sinn der Suche nach höherer Befriedigung in anderen Lebensbereichen (Freizeit, Familie oder was immer), oder Voice in Sinn aktiver Bestrebungen, Arbeit sinnvoller und Identifikationsträchtiger zu machen. Man erkennt hier ohne Mühe Alternativen, die seit spätestens Marx (Reich der Notwendigkeit/Reich der Freiheit) immer wieder aufgegriffen worden sind (Gorz, 1983; Huber, 1984) und die auf der Ebene des Alltagsbewusstseins der "Nichtelite" sich ebenfalls stellen.

Doch zurück zur Frage nach dem theoretischen Stellenwert, den man Werten für das Zustandekommen sozialen Handelns zuschreibt. Selbst wenn man die beiden extremen Gegenpositionen des uneingeschränkten Kulturalismus (internalisierte Werte als Verhaltenskompass) und des ebenso uneingeschränkten Strukturalismus (individuelle Akteure als blosse Vollzugsagenten ihrer strukturell fixierten Interessen) vermeidet, bleiben recht unterschiedliche Modelle stehen. Man möge den Populismus des Vergleichs entschuldigen : was kommt zuerst : "die" Henne oder "das" Ei? Solange die Frage "Kultur oder Struktur ?" in einem absoluten, situationsunspezifischen Rahmen gestellt wird, trägt sie die Unmöglichkeit einer sinnvollen Beantwortung schon in sich, denn nicht nur Henne und Ei, sondern auch Werte, Individuen und Strukturen sind keine absoluten philosophischen Prinzipien; sie sind nur als konkrete historische Erscheinungen in ihren Zusammenhängen zu verstehen. Es dürfte also kaum angemessen sein, grundsätzlich für eine hohe oder geringe Verhaltensrelevanz von Werten (oder Einstellungen, oder Ideologien) zu optieren, vielmehr ist nach den Bedingungen zu fragen, von denen diese Relevanz abhängt. An dieser Stelle seien lediglich als Beispiele einige plausible Hypothesen formuliert. So dürften Werte, die Gegenstand einer kollektiven Ideologiebildung sind, für die Teilnehmer der entsprechenden Kultur oder Subkultur verhaltensbestimmender sein als für Individuen, die, mit denselben Werten als Referenz, in ihren Interaktionsfeldern marginal oder zumindest isoliert sind. Auch die emotionale Besetzung von Werten, ihr Stellenwert für die personale oder kollektive Identität, dürfte ihre Verhaltensrelevanz stärken. Schliesslich mag wichtig sein, ob in einer Verhaltenssituation starke normative oder strukturelle Vorgaben bestehen, die nicht mit den fraglichen Werten nicht übereinstimmen,

oder ob die Situation relativ unstrukturiert ist - im letzteren Fall ist eine stärkere Bestimmungskraft der Werte zu erwarten.

Die letzte Hypothese deutet auf die Möglichkeit einer "Subsidiarität" zwischen Werten und sozialen Strukturen (auf der Ebene der Person als opportunity structure zu verstehen) hin, wobei - hier kommt doch noch, in abgeschwächter Form, eine strukturtheoretische Option zum Zug - das Verhältnis assymetrisch sein dürfte : Werte beeinflussen vermutlich Verhalten in dem Masse, in dem es nicht durch Strukturen anders "konditioniert" wird. Doch ist hier eine weitere Nüancierung vorzunehmen, denn Werte und Strukturen sind nicht einfach zwei konkurrierende Variablen; ihr gegenseitiger Bezug muss berücksichtigt werden. Dies soll nur anhand der allerdings fundamentalen Dimension der Institutionalisierung angedeutet werden. Werte können in variablen Ausmass kulturell oder strukturell institutionalisiert sein. Kulturell institutionalisiert sind sie dann, wenn sie im Rahmen einer globalen oder auch partiellen (organisationellen oder subkulturellen) Kultur elaboriert, aufrechterhalten, tradiert werden und insofern identitätsstiftende Symbolsysteme bilden. Strukturell institutionalisiert sind sie dann, wenn ihre Realisierung in Form der Produktion und Verteilung materieller oder immaterieller sozialer Güter im Rahmen organisierter Teilsysteme der Gesellschaft durchgeführt und kontrolliert wird. Nun sind hinsichtlich der sozialen Präsenz eines Wertes oder Wertkomplexes recht unterschiedliche Situationen denkbar, je nach dem, ob der fragliche Wert erstens nur subjektiv bei einigen oder vielen (aber nicht kommunizierenden oder organisierten) Individuen vorhanden ist, ob er zweitens, beispielsweise im Rahmen einer sozialen Bewegung, subkulturell institutionalisiert ist, oder ob er drittens strukturell auf meso- oder makrosozialer Ebene institutionalisiert ist. Es ist anzunehmen, dass in der Regel die Verhaltenssteuerung durch einen Wert in dieser Reihenfolge zunimmt. Im letzten Fall treten interessante Identifikationsprobleme auf, wenn strukturelle und kulturelle Institutionalisierung übereinstimmen - und dies dürfte für Arbeit nach wie vor der Fall sein. In diesem Fall ist es nicht einfach, ein empirisches Design zu entwerfen, das es erlaubt, beide Dimensionen zu unterscheiden und zueinander - und zu Verhalten - in Beziehung zu setzen. Ohne ein solches Design dürften aber einigermassen gut begründete Interpretationen von Wertwandel schwerfallen.

IV. Wertwandel Schicksal

Dieser Ansatz - er stützt sich weitgehend auf Heintz (1981) - soll hier nicht weiter ausgebaut werden, sondern den Einstieg bilden für notgedrungen spekulative Hypothesen über makrosoziale Prozesse, die den Wertwandel stützen, und solche, die ihn hemmen. Drei Aspekte gesamtgesellschaftlichen Strukturwandels, die als Motoren einer Umgewichtung von mobilitäts- zu lebensqualitätsorientierten Werten angesehen werden können, wurden bereits erwähnt : Sättigung der Zugänglichkeit herkömmlicher Werte - mindestens in dem Sinne, dass ihre weitere Realisierung als nicht (mehr) grundsätzlich gefährdet erscheint; Bildungsexpansion und damit quantitative und qualitative Verstärkung der sozialen Bedeutung der Jugendlichenphase; ⁴ Entfeudalisierung der Gesellschaft. Im Sinn einer zumindest stabilisierenden Kraft hat sich inzwischen auch eine gewisse subkulturelle Institutionalisierung "neuer" Werte entwickelt; partiell sind seit längerem Versuche im Gang, ihre Institutionalisierung in der dominanten Kultur und allmählich auch in politischen Teilstrukturen zu betreiben - zu denken ist vor allem ans Umweltbewusstsein mit seinen zahlreichen Anwendungsbereichen.

Gerade inbezug auf die grünen Werte drängt sich eine doppelte Ergänzung der bisher entwickelten Perspektive auf. Bisher war von der variablen Verhaltensrelevanz von Werten die Rede. Zusätzlich ist aber auch die Legitimationsfunktion von Werten zu berücksichtigen, die in höchst unterschiedlichen Formen zustandekommen kann. Werte können Normen, politische Entscheide, soziale Zustände, aber auch Änderungsversuche rechtfertigen, insofern es gelingt, das jeweils zu Rechtfertigende als zumindest partielle Realisierung von Werten glaubhaft zu machen, die von den Adressaten solcher Rechtfertigungsversuche anerkannt werden. (In diesem Zusammenhang ist übrigens angesichts neuer Sprachregelungen zu fragen, ob "Sinn stiften" tatsächlich etwas anderes meint als "legitimieren"). Solche Legitimation kann, wie angedeutet, im Rahmen von pro- oder von anti-status-quo-Strategien zum Zug kommen. Sie ist nicht nur in Situationen bedeutsam, die hoch institutionalisiert sind (man denke an die Legitimationsfunktion institutioneller Ideologien in Spitälern oder psychiatrischen Kliniken), sondern auch in wenig strukturierten Situations-

⁴ Es wird hier unterstellt, dass zwar strukturell die Bildungsexpansion nicht weitergeht, also die Bildungsinstitutionen kaum wesentlich weiter ausgebaut werden, aber zumindest die demographische Entwicklung nicht durch völlig proportionale Reduktion des Schulsystems begleitet wird und deshalb relativ gesehen der gemeinte Mechanismus weiter aktiv sein wird.

nen. In diesem letzteren Fall besteht zunächst die - legitimierende und mobilisierende - Funktion formulierter Werte darin, unerfüllten Wünschen einen Namen, eine gewisse Kohärenz und "Würde" zu geben und zu einer Problemdefinition zu kommen. Wertwandel, wie er in den vergangenen 15 Jahren diagnostiziert wurde, kann in dieser Perspektive auf zweierlei Art interpretiert werden, auf eine gängige und eine seltener. Die bekannte ist die Sättigungshypothese, manchmal mit biologischem Unterfutter (so bei Inglehart), manchmal rein soziologisch gefasst: da die herkömmlichen materialistischen Werte seien hinreichend erfüllt seien, seien jedenfalls als relativ unproblematisch erfüllbar erscheinen, wenden sich die solcherart "Gesättigten" anderen, höheren, eben immateriellen Werten zu. Teilweise wird diese Interpretation durch die Beobachtung gestützt, dass die Wertinnovation sich recht klar auf die höchstentwickelten Gesellschaften im internationalen System beschränkt.⁵

In der Innenperspektive der höchstentwickelten Länder erscheint eine zweite Interpretation genauso wichtig, und zwar sowohl auf der Ebene sozialer Wahrnehmung und Problemdefinition als auch auf jener der strukturellen Beeinflussung soziopolitischen Verhaltens. Es handelt sich im Gegensatz zur Sättigungs- um eine Deprivationsinterpretation; sie taucht in der Wertwandeldiskussion wesentlich seltener auf, obwohl auch sie sich auf diverse empirische Beobachtungen stützen kann. Hierzu gehört die Feststellung, dass die "neuen" Werte inhaltlich keineswegs neu sind - sie gehören zum festen, wenn auch unterschiedlich fokussierten Bestand der europäischen Kultur. Neu ist die höhere Priorität, die ihnen von spezifischen und langsam wachsenden Teilen der Bevölkerung eingeräumt wird. Die Deprivationsinterpretation kann sich auch auf die von Kriesi et al. (1981) festgestellte unterschiedliche Entwicklung der Mobilisationskraft verschiedener Themen und Probleme sowie auf die zunehmende Bedeutung stützen, welche strukturell wenig klar umschriebenen Bevölkerungsgruppen zukommt, die man zwar global den mittleren Schichten zurechnen kann, jedoch ohne dass ihre Schichtlage oder eine andere Dimension ihrer sozialstrukturellen Verortung als besonders mobilisierungsträchtig erschiene - im Gegensatz zu einer deutlichen, oft subjektiv überraschenden Problembetroffenheit. Auch die Studie von Kriesi (1982) über AKW-Gegner bringt die Wichtigkeit dieser

⁵ In diesen Gesellschaften wird im übrigen leicht vergessen, dass diese Umwertung, von weiter unten im System der internationalen Ungleichheiten betrachtet, als neofeudaler Luxus der Privilegierten erscheint, der die Distanzen jedenfalls insofern verstärkt, als ein hohes Realisierungsniveau materialistischer Werte nicht nur soziale, sondern z.T. auch materiell-technische Voraussetzung zur verbesserten Realisierung nicht-materialistischer Werte ist.

"Direktbetroffenen" zum Ausdruck, die mehrheitlich gerade nicht zu den sozial Unterprivilegierten gehören, und die neben den (gesamthaft aus ähnlichen Schichtlagen stammenden) "Politisierten" ein wichtiges Rekrutierungsfeld der neuen soziopolitischen Bewegungen darstellen. Die Deprivationshypothese geht davon aus, dass seit der Mitte der sechziger Jahre das wirtschaftliche Wachstum zunehmend Folgeprobleme produziert, die wirtschaftlicher, aber noch stärker sozialer und ökologischer Art sind. Diese Folgeprobleme haben die Situation eines wachsenden Anteils der Bevölkerung hinsichtlich einer Reihe von Kriterien (oder Werten) verschlechtert, die bis anhin mehr oder weniger unproblematisch erfüllt waren (und nicht etwa als irrelevanter, weil sekundärer, Luxus erschienen). Man denke an die Erreichbarkeit gewohnter "Reiseziele", z.B. Läden verschiedener Art, Zugang zur Natur, strukturelle, räumliche und zeitliche Nischen für Soziabilität, Zugang zu verschiedenen Funktionen und Dienstleistungen über informelle, nicht monetarisierte und anonymisierte "Versorgungsnetze" usw. Die Deprivationshypothese ist zur Sättigungshypothese komplementär. Sie führt den Wertwandel nicht nur auf einen Bedeutungsverlust materialistischer Werte dank genügender Versorgung zurück, sondern auch auf eine gegenüber früher abnehmende Erfüllung gewisser immer schon vorhandener, aber bisher weniger problematischer immaterieller Werte.

Soviel zu den Prozessen, die den Wertwandel stützen. Es sei erlaubt, die ihn hemmenden Vorgänge pauschaler abzuhandeln. Bereits genannt wurden die Rezessionswellen seit dem Beginn der siebziger Jahre und die teils reale, teils antizipierte Arbeitslosigkeit. Nicht unwichtig scheint auch ein in den Massenmedien sehr präzenter, aber nicht schlicht von ihnen geschaffener soziopolitischer backlash der veröffentlichten Meinung, der wohl zum grössten Teil als gezielte Reaktion auf die vielfältigen Oppositionstendenzen seit "1968" zu verstehen ist.⁶

Schliesslich hat sich die institutionelle Struktur der schweizerischen Gesellschaft (und ähnliches gilt wohl auch immer noch für die anderen höchstindustrialisierten Länder) nicht so grundlegend verändert, dass sich die strukturelle Institutionalisierung der Arbeit merklich abgeschwächt hätte, während die Institutionalisierung der "neuen" Werte nur langsam weitergeht. Heintz (1981) führt drei Gründe dafür an, dass der Institutionalisierung der "neuen" Werte enge Grenzen gesetzt sein dürften: ihr Oppositionsgehalt schafft einen Widerspruch zu den jetzt institu-

⁶ Eine analoge Entwicklung im Bereich der Einstellungen zur Gleichstellung der Geschlechter vermuten aufgrund ihrer Daten für einen urbanen Kontext Held & Levy (1983).

tionalisierten Werten; die weit fortgeschrittene Segmentierung von Schichtungs- und Machtstrukturen mit den aktuellen Tendenzen zur Revitalisierung partikulärer Subkulturen verschiedenster Art behindert die Diffusion solcher Werte; die strukturelle Affinität der bestehenden Organisationen und Verfahren zu den institutionalisierten "alten" Werten macht es schwer, diese Strukturen und Verfahren - man denke beispielsweise an Parteien oder Volksrechte - wirksam für die Institutionalisierung der "neuen" Werte einzusetzen.

Über die Gewichtsverteilung zwischen diesen den Wertwandel fördernden und hemmenden Faktoren kann spekuliert werden; die Feststellung im empirischen Teil, dass er eine Strecke weit gediehen ist und sich jetzt in einer Zwischensituation zu stabilisieren scheint, kann jedoch als plausibles Resultat der gleichzeitigen Wirkung gegensätzlicher Kräfte interpretiert werden. Diese Zwischenlage dürfte andauern, solange sich kein grundlegender Parameter der Situation markant verändert (eine höchst markante, gegenwärtig utopisch scheinende Veränderung wäre die Einführung eines von Arbeitsleistung unabhängigen Minimaleinkommens [vgl. dazu Schmid, 1984]).

Zum Abschluss dieser theoretischen Erörterungen zum Stellenwert von Werten und Wertwandel soll nochmals direkter auf Arbeit Bezug genommen werden. Zu präzisieren ist, dass mit "Arbeit" hier Erwerbsarbeit gemeint ist, d.h. menschliche Tätigkeit, die in einem institutionell festgelegten und ausdifferenzierten Rahmen gegen Entgelt erfolgt. Mit dieser Festlegung sollen nicht etwa andere Aspekte oder Formen von Arbeit (z.B. Eigenarbeit oder Konsumarbeit) wegdefiniert werden. Vielmehr kann ihrer Andersartigkeit nur gebührend Rechnung getragen werden, wenn sie nicht durch eine inflationäre Begriffsausweitung ("alles ist Arbeit") verschüttet wird.

Vom Standpunkt des gesamten Fächers menschlicher Tätigkeiten, die zum grösseren Teil in institutionellen Strukturen, zum kleineren in informellen Zusammenhängen erfolgen, kann das Problem des Wertwandels von Arbeit als Frage nach ihrem subjektiven und objektiven Stellenwert (Relevanz) formuliert werden. Unter subjektiver Relevanz der Arbeit ist das Gewicht zu verstehen, das die Arbeitenden und die Nicht-Arbeitenden der Erwerbsarbeit zuschreiben, sei es aus kulturell-ideologischen oder aus utilitaristisch kalkulierten Gründen. Objektive Relevanz meint dagegen die strukturell gesetzte, durch konkrete Lebensumstände verschärzte oder abgeschwächte Unausweichlichkeit des Arbeitens zur Erhaltung einer gegebenen Partizipation am sozialen Leben.

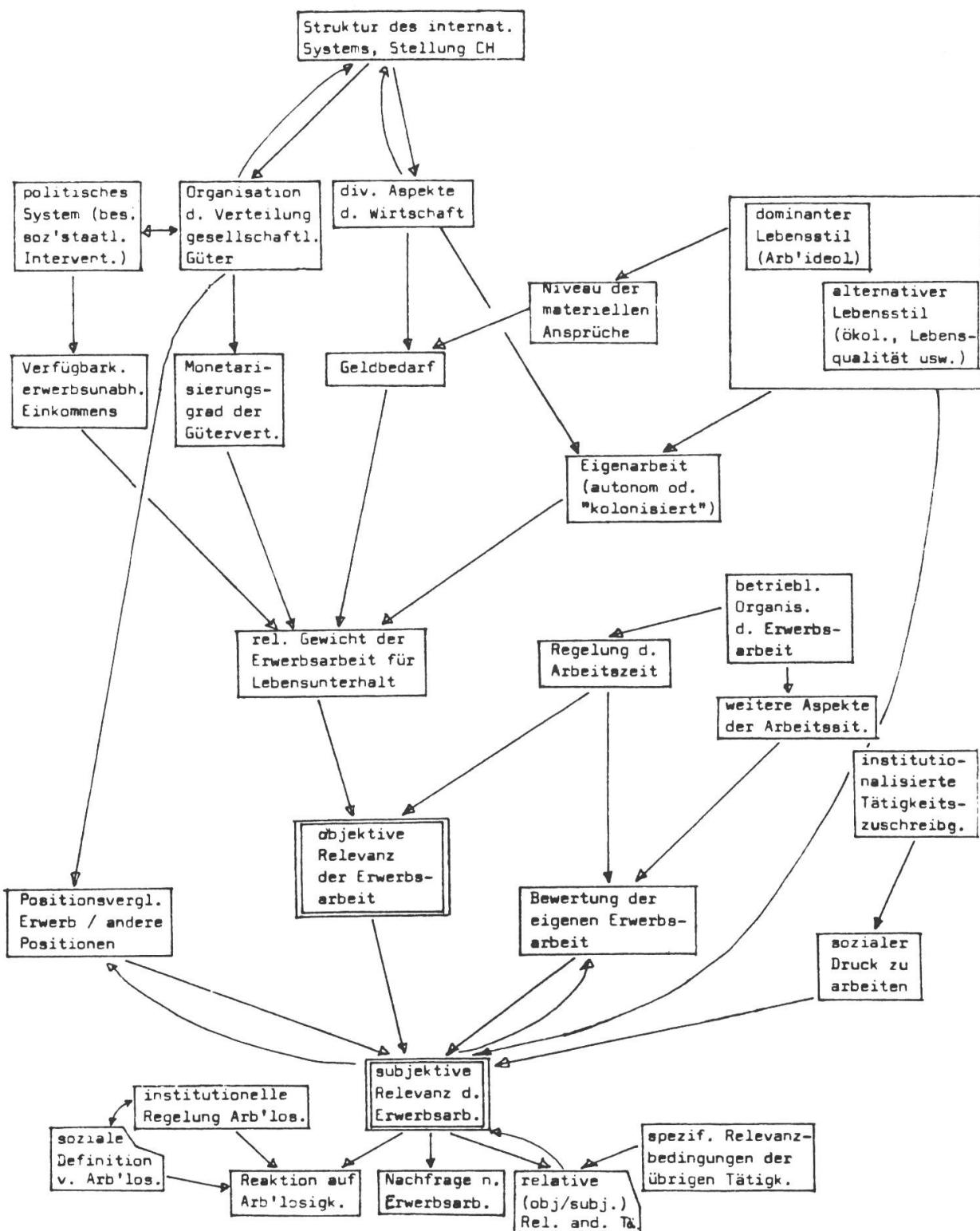
Die Unterscheidung und gleichzeitige Berücksichtigung der objektiven und subjektiven sozialen Relevanz als eines potentiell variablen Elements im Alltagsleben erlaubt den expliziten Einbezug struktureller und makrosozialer Aspekte der Gesellschaftsorganisation und ihrer Veränderung zugleich mit der von der Wertwandeldiskussion thematisierten kulturellen Ebene. Ein solcher Ansatz vermeidet die in dieser Diskussion vorherrschende Tendenz zur Hypostasierung ideologischer Motivationsfaktoren, ohne auf eine entgegengesetzte Position zu verfallen. Wichtigste Begründung dafür ist die vielfach gemachte Beobachtung, dass Verhaltenskonformität zu bestehenden Strukturen meistens nicht in erster Linie auf weitgehender Identifikation mit dem zugehörigen Werten oder aber auf direktem Zwang beruht, sondern vielmehr auf einem eher ideologiefernen pragmatischen Kalkül, das der sozialpsychologischen Modalität der compliance und nicht derjenigen des commitment entspricht (vgl. z.B. Mann, 1970). Die genannte compliance dürfte sich außerdem mindestens ebensosehr an den institutionalisierten Prozessen und Strukturen orientieren wie an Normen und Sanktionen.

Wenn unter subjektiver Relevanz von Arbeit die bisher genannten Wertaspekte subsumiert werden, soweit sie das subjektiv der Arbeit zugeschriebene Gewicht betreffen (nicht aber die positive oder negative Bewertung der Arbeit, die man verrichtet, bzw. der Stelle, in deren Rahmen dies geschieht), so lautet die wichtigste Hypothese dahingehend, dass diese subjektive Relevanz sowohl von der objektiven, meso- und makrostrukturell gesetzten Relevanz der Erwerbsarbeit als auch von individuellen und kollektiven Normen, Erwartungen, Kultur- oder Gegenkulturbildungen beeinflusst wird. Die objektive Relevanz mit ihren verschiedenen Elementen dürfte umso gewichtiger sein, je weniger es gelingt, auf der kulturell/ideologischen Ebene und in der konkreten Lebenspraxis alternative Funktionsweisen kollektiv zu stabilisieren.

Leicht vereinfacht heisst der abstrakten Rede konkreter Sinn : solange die meisten Menschen für ihre Lebensfristung oder Statuserhaltung Güter und Leistungen auf monetarisierten Märkten einkaufen müssen, und solange Erwerbsarbeit für die meisten Menschen die einzige oder doch zumindest wichtigste Geldquelle ist, solange bleibt der Spielraum für voluntaristisch-individuell oder subkulturell gestützte subjektive Relevanzstrukturen, die davon markant abweichen, auf Sondersituationen oder aber auf einen sehr engen Spielraum beschränkt, weil die Kosten für ein solches Abweichen von der institutionellen Struktur zu hoch sind. Nur wenige Menschen dürften im übrigen die unmittelbare lebens

Abb. 4

Bezugsrahmen zum Stellenwert der Arbeit



praktische Wichtigkeit dieser institutionalisierten Verknüpfung Arbeit + Einkommen-Lebenshaltung übersehen - dies mag ein Zitat aus einem Umfragebericht belegen, dessen Autoren kaum als überzeugte Strukturdeterministen anzusehen sind: "Leistungsbereitschaft ... basiert in der Regel auf konkreten Wünschen, die sich mit Geld erfüllen lassen, für dessen Erwerb man sich Chancen errechnet und zu arbeiten gewillt ist" (Umfrage 1981 in der Gesamtbevölkerung, GfS, 1985, 14).

Zwischen subjektiver und objektiver Relevanz bestehen verschiedene Zusammenhänge und Spielräume, die ihrerseits auf vielfältige Faktoren hin weiterverfolgt werden können, aufsteigend in Richtung auf sie bestimmende Hintergrundfaktoren wie auch absteigend hinsichtlich ihrer weiteren Konsequenzen im individuellen und kollektiven Leben. Das folgende Schema nimmt einige dieser Elemente und Verknüpfungen explizit auf und kann zu entsprechend weiterführenden Ueberlegungen anregen, die den Leser(inne)n überlassen seien.

Angesichts der gemachten Ueberlegungen scheint der Schluss am naheliegendsten, der Wertwandel von Arbeit stösse vorderhand auf relativ stabile institutionelle Strukturen, deren grundlegende Veränderung notwendige Voraussetzung einer wirkungsvollen Ausweitung des Wertwandels ist. Die wichtigsten Anstösse in eine solche Richtung dürften in der Schweiz, angesichts ihrer spezifischen Wirtschaftsstruktur, eher langsamer als in anderen hochindustrialisierten Gesellschaften auftreten und von der Vernichtung von Arbeitsplätzen in grösserem Massstab durch die neuen Technologien ausgehen. Welche Form die Auswirkungen dieser in den nächsten Jahrzehnten zu erwartenden Vorgänge annehmen werden, dürfte wesentlich davon abhängen, ob, wie schnell und inwiefern es in diesem Zeitraum zu einer Entkoppelung der Verteilung gesellschaftlicher Güter von der Erwerbsarbeit kommen wird. (Etwa im Sinn eines "Bürgerlohnes" oder negativer Einkommenssteuern - vgl. Schmid, 1984). Die objektive und damit auch die subjektive Relevanz der Arbeit dürfte vom Ablauf solcher Vorgänge wesentlich stärker beeinflusst werden als von den davon ursprünglich unabhängigen kulturellen und strukturellen Grundlagen des Wertwandels; diese werden allerdings im weiteren Verlauf in verschiedener Weise mit den hier angesprochenen Strukturveränderungen rückgekoppelt werden, sodass ihre Unabhängigkeit (in kausalem Sinn) schon jetzt nicht überschätzt werden sollte.

BIBLIOGRAPHIE

BARNES Samuel, KAASE Max et al. (1979), *Political Action. Mass Participation in Five Western Democracies*, Sage, Beverly Hills.

BIERI Lisbeth; DUERRENBERGER Gregor & JAEGER Carlo (1985), Elektronische Heimarbeit und berufliches Kontaktssystem, Geographisches Institut ETH, Zürich, Berichte und Skripten Nr. 19.

BLANCPAIN Robert & HAEUSELMANN Eric (1974), Zur Unrast der Jugend, Huber, Frauenfeld.

BOLTANSKI Luc (1966), *Le bonheur suisse*, Minuit, Paris.

FISCHER Hardi & TRIER Uri P. (1962), Das Verhältnis zwischen Deutschschweizer und Westschweizer, Huber, Bern.

GESELLSCHAFT FUER PRAKTISCHE SOZIALFORSCHUNG (Gfs) (1985), CH-84 : Der Schweizer und die moderne Technologie, Gfs, Zürich.

GORZ André (1983), *Les chemins du Paradis - L'agonie du capital*, Galilée, Paris.

HABERMAS Jürgen (Hrsg.) (1979), *Stichworte zur "Geistigen Situation der Zeit"*, Suhrkamp, Frankfurt/Main.

HEINTZ Peter (1976), "Das Ende der Jugendrevolte?", Schweiz. Monatshefte LVI/6, 471-478.

HEINTZ Peter (1981), "Subjektive und institutionalisierte Werte in der Gegenwartsgesellschaft", in VON ALLEMANN Hugo, *Soziologie in weltbürgerlicher Absicht. Festschrift für R. König*, Westdeutscher Verlag, Opladen, 158-174.

HELD, Thomas & LEVY René (1983), "Economic Recesssion and Swiss Women's Attitudes Towards Marital Role Segregation", in LUPRI Eugen, Ed., *The Changing Position of Women in Family and Society*, Brill, Leiden, 373-395.

HERZ Thomas (1979), "Der Wandel von Wertvorstellungen in westlichen Industriegesellschaften", Kölner Z. Soz. Soz'psych., 282-302.

HIRSCHMANN Albert D. (1970), *Exit, Voice, and Loyalty. Responses to Decline in Firms, Organizations, and States*, Harvard University Press, Cambridge.

HOFFMANN-NOWOTNY Hans-Joachim & GEHRMANN F. (Hrsg.) (1984), *Ansprüche an die Arbeit. Umfragedaten und Interpretationen (Soziale Indikatoren XI)*, Campus, Frankfurt/Main.

HUBER Joseph (1984), *Die zwei Gesichter der Arbeit. Ungenutzte Möglichkeiten der Dualwirtschaft*, Fischer, Frankfurt/Main.

INGLEHART Ronald (1971), "The Silent Revolution in Europe : Intergenerational Change in Post-Industrial Societies", Amer. Pol. Sci. Rev. LXV/4, 991-1017.

INGLEHART Ronald (1974), "Value Priorities and Socioeconomic Change", Chap. 11, in BARNES Samuel H. & KAASE Max et al., *Political Action. Mass Participation in Five Western Democracies*, Sage, Beverly Hills/London.

KLAGES Helmut & KMIECIAK Peter (Hrsg.) (1979), *Wertwandel und gesellschaftlicher Wandel*, Campus, Frankfurt/Main.

KLAGES Helmut (1984), *Wertorientierungen im Wandel. Rückblick, Gegenwartsanalyse, Prognosen*, Campus, Frankfurt/Main.

KRIESI Hanspeter (1982), *AKW-Gegner in der Schweiz*, Rüegger, Diessenhofen.

KRIESI Hanspeter et al. (1981), *Politische Aktivierung in der Schweiz 1945-1978*, Rüegger, Diessenhofen.

LEVY René & DUVANEL, Laurent (1984), Politik von unten. Bürgerprotest in der Nachkriegsschweiz, Lenos, Basel.

LOETSCHER Fredy (1984), Gesellschaftliche Rahmenbedingungen für unternehmerisches Handeln, IHA, Hergiswil.

MANN Michael (1970), "The Social Cohesion of Liberal Democracy", Amer. Sociol. Rev. 35, 423-439.

MATTHES Joachim (Hrsg.) (1983), Krise der Arbeitsgesellschaft ? Verhandlungen des 21. Deutschen Soziologentags in Bamberg, 1982, Campus, Frankfurt/Main.

MEULEMANN Heiner (1983), "Value Change in West Germany, 1950-1980 : Integrating the Empirical Evidence", Social Science Information XXII/4-5, 777-800.

MEYER Ruth (1981), "Die Jugend als Mitarbeiter von morgen aus soziologischer Perspektive", VBW-Mitteilungen 2, 11-23.

MUELLER Fred (1985), "No Future oder neuer Optimismus ?", Tages Anzeiger Magazin, 34, 24.8.85..

SCHMID Thomas (Hrsg.) (1984), Befreiung von falscher Arbeit. Thesen zum garantierten Mindesteinkommen, Wagenbach, Berlin.

SIGG Rolf (1970), Das Autostereotyp des Schweizers, erhoben bei jungen Arbeitern, Studenten und Bauern, Lange, Bern.

SIMON William & GAGNON John H. (1976), "The Anomie of Affluence : A Post-Materialist Concept", Amer. J. Sociol. 82, 356-378.

STIKSRUD Arne (Hrsg.) (1983), Jugend und Werte. Dokumentation zum 5. Workshop "Politische Psychologie", Institut für Psychologie der FU, Berlin.

ULRICH Hans & PROBST Gilbert (1982), Werthaltungen schweizerischer Führungskräfte, Haupt, Bern und Stuttgart.

VON KLIPSTEIN Michael & STRUEMPLER Burkhard (1984), Der Ueberdruss am Ueberfluss. Die Deutschen nach dem Wirtschaftswunder, Olzog, München.

WESTMEYER Hans (1983), "Methodologische Probleme der Wertforschung in der Psychologie", in STIKSRUD Arne, Hrsg., Jugend und Werte, Dokumentation zum 5. Workshop 'Politische Psychologie', Institut für Psychologie der FU, Berlin.

WILLY Victor (1966), Grundlagen einer empirischen Soziologie der Werte und Wertesysteme, Orell Füssli, Zürich. .